

Schichten der Präsenz

Das Unbehagen in der Kirche

Andreas Mertin

Schicht 1: Rückkehr – Business as usual – Wärmetod

1995 bin ich nach knapp 15 Jahren aus der hessischen Universitätsstadt Marburg nach Hagen in Westfalen in meine Heimatgemeinde zurückge-

Der Begriff des Fortschritts ist in der Idee der Katastrophe zu fundieren. Daß es »so weiter« geht, ist die Katastrophe. Sie ist nicht das jeweils Bevorstehende sondern das jeweils Gegebene.

kehrt.¹ Am ersten Sonntag nach meiner Rückkehr bin ich in den Gottesdienst gegangen und war offen gesagt total schockiert. Nichts hatte sich geändert – ich traf fast die gleichen Leute wie 1980 und ich hätte schwören können, sie saßen auch auf denselben Plätzen in der Kirche. Nichts hatte sich geändert, aber die Welt war eine andere, meine Welt war eine andere. An die damalige Predigt erinnere ich mich nicht, sie spielte für meine Reaktion aber auch keine Rolle. Es war vielmehr der Eindruck des Perennierenden, ein Gefühl der ewigen Wiederholung. Keine Entwicklung, es war eine Art religiös-kultureller **Big Freeze**.² Ich weiß nicht, was ich mir eigentlich erwartet hatte. Das Leben, wie ich es beobachte, ist gekennzeichnet von Veränderung, Grenzüberschreitung, Prozess und Entwicklung. Man muss im Großen wie im Kleinen etwas wagen, was noch nicht gewagt worden ist. „Dass es ‚so weiter‘ geht, ist die Katastrophe“ hatte Walter Benjamin in der Notizensammlung „Zentralpark“ 1938 geschrieben und hatte hinzugefügt, die Katastrophe sei „nicht das jeweils Bevorstehende, sondern das jeweils Gegebene“.³

Ich bin eigentlich ein relativ konservativer Mensch, aber dennoch ist mir diese Veränderung wichtig. Insofern war der Gottesdienstbesuch 1995 für mich ein Bruch, eine Art Zeitenwende, vielleicht auch nur ein Bewusstwerden einer Entwicklung, die schon lange vorher begonnen hatte. Mein Zeitbewusstsein, aber vielleicht auch mein Individualismus stieß sich am Beharrungsvermögen einer Gemeinde, die darin ihren Stil, ihre Eigenart als *best practice* gefunden hatte. Nun könnte man mit dem rabbinischen Ratschlag antworten, man solle doch einfach weiter zum Gottesdienst gehen, bis man sich daran gewöhnt hätte und nicht mehr darauf verzichten könne, aber so war es bei mir nicht.

Mir wurde deutlich, dass ich nicht wirklich einen Platz in dieser Gemeinde finden werde. Sie war und ist eine Familienkirche mit beeindruckenden Erfolgen und darin auch von hoher Kontinuität, aber eben nicht *meine* Gemeinde. Mit den Dingen, mit denen ich mich beschäftige, kann sie wenig bis gar nichts anfangen, meine Charismen braucht sie nicht. Das muss sie auch nicht.

Schicht 2: Schleichende Entfremdung

Meine Entfremdung von der Institution Kirche ist jedoch in Wirklichkeit ein schleichender Prozess über einen sehr viel längeren Zeitraum. Zunächst war es eine Entfremdung von der Verwaltungs-Institution Kirche aufgrund biographischer Erfahrungen, erst später dann auch eine Entfremdung von der *praxis pietatis* der Ortsgemeinde. Zur Ev. Kirche von Westfalen gehöre ich auf einer abstrakten Ebene – sieht man einmal von der rein formalen Kirchenmitgliedschaft ab. Ich kann und will also nicht sagen, ich sei erst neuerdings von der Kirche enttäuscht, es ist mehr eine sich über die Jahre entwickelnde Ortlosigkeit in diesem komplexen institutionellen Kosmos, der sich Protestantismus nennt. Anders als in der Kunst, wo es nach einem Wort von Bazon Brock um Gemeindebildung durch Differenzerzeugung geht, ist die Abweichung in der Kirche seit frühesten Zeiten ein nicht akzeptierter Akt. Das kann man im Alltag schnell erfahren und in der Kommunikation mit Kirchenvertreter:innen wird es deutlich ausgedrückt.

Das ist eine Einstellung, die selbst gute Freunde teilen, die bei der Kirche beschäftigt sind. Ein Kollege stellt mich bei Vorträgen immer so vor, dass er sagt, wir hätten zusammen Theologie studiert, aber während er seinen Weg *in* der Kirche gefunden hätte, wäre ich meinen Weg *außerhalb* der Kirche gegangen. Dabei bin ich seit 66 Jahren *in* der Kirche. Was er meint, ist die organisatorische Bindung an die Institution, die aber nichts über die Zugehörigkeit zur ev. Kirche aussagt. Luthers Berufsbegriff sieht anders aus. Er kann der Magd, die ihren Dienst im Gehorsam gegenüber Gott tut, flugs dem Himmel zuordnen, während der Mönch oder Kirchgänger durchaus in die Hölle geraten kann.⁴ Letztlich zeigt sich sonst das alte überholte Klerikerbild.

Meine grundsätzliche Erfahrung ist aber auch die: Wenn man einmal als Mitglied der Kirche versucht mitzureden, wird man von oben herab abgebügelt – in einem Tonfall, den ich aus keiner anderen Institution kenne. Meine Impressionen und Anmerkungen zur Digitalisierung der Kirche⁵ wurden nicht sachlich beantwortet, sondern mit der Frage, warum darf der überhaupt schreiben, wer ist das denn, der ist doch gar kein Pfarrer für Digitales. Andere verwiesen darauf, dass sie doch viel kompetenter seien. Von ergebnis-offenen Gesprächen keine Spur. Es ging um Einflussbereiche und Machtfragen. Der Diskurs sollte top-down bestimmt werden.

Wären meine Vorfahren nicht seit zwei Jahrhunderten in der Kirche aktiv gewesen, ich hätte diese vermutlich schon längst verlassen. Aber ich bin in die Kirche hineinsozialisiert, sehe ihre großen Verdienste nicht zuletzt im Sozialen (meine Eltern arbeiteten beim Diakonischen Werk) und sehe vor allem im beständigen Rekurs auf die Heilige Schrift einen unschätzbaren Vorteil des christlichen Glaubens und Lebens. Das hindert mich daran, die Kirche zu verlassen, aber es motiviert mich nicht dazu, mich in ihr zu engagieren. Das war vor Jahrzehnten noch anders.

Aber diese Distanzierung beruht nach meiner subjektiven Einschätzung auf Gegenseitigkeit. In den letzten dreißig Jahren hat meine Kirchengemeinde nur ein einziges Mal und zudem noch indirekt mit mir Kontakt aufgenommen: eine Postkarte lag während der Corona-Zeit in meinem Briefkasten, mit der ich auf einen für Notfälle freigeschalteten Anrufbeantworter hingewiesen wurde. Ich bin noch in manchen anderen Institutionen Mitglied, aber von denen bekomme ich regelmäßig Post und werde über das aktuelle Geschehen informiert. Die Kirche hat das nicht nötig, sie erwartet offenbar die ersten Schritte vorrangig vonseiten ihrer Gemeindeglieder.⁶ Wenn ich mich recht erinnere bekam ich am Anfang auch noch – zumindest einmal im Jahr – den Gemeindebrief. Das aber auch nur, weil seine Verteilung mit der jährlichen Geldsammlung für das Diakonische Werk verbunden war, er wurde zur wie selbstverständlich erwarteten Spende überreicht. Auch das war eher de-motivierend.⁷

Daher kann ich Karl Barths Charakterisierung der Kirche in seiner „Dogmatik im Grundriss“ durchaus zustimmen:

„Man kann wohl oft einen Ekel bekommen vor dem ganzen kirchlichen Wesen. Wer diese Beklemmung nicht kennt, wer sich einfach wohl fühlt in den Kirchenmauern, der hat die eigentliche Dynamik dieser Sache bestimmt noch nicht gesehen. Man kann in der Kirche nur wie ein Vogel im Käfig sein, der immer wieder gegen die Gitter stößt.“⁸

Und irgendwie hat man das Gefühl, dass dies nicht nur am Institutionellen, sondern ganz spezifisch an der *Institution Kirche* liegt, die sich zwar Kirche der Freiheit nennt, eine solche aber nicht verkörpert. Sie spricht von Freiheit, lebt sie aber nicht. Gerade in den Fragen, die mich bewegen, stößt man hier auf eine extreme Begrenztheit, um nicht zu sagen Borniertheit.⁹



Auf der anderen Seite gibt es genügend Indizien, dass auch in der Gegenwart eine andere Kirche denk- und lebbar ist, weshalb – ebenfalls mit Barth – gilt:

„wo die apostolische Kirche lebt, da weiß man zwar um diese Sehnsucht, da sehnt man sich zwar nach dem Hause, das uns bereitet ist, aber da brennt man nicht durch, da läuft man nicht einfach davon ... Wenn wir wirklich auf das Reich Gottes hoffen, dann können wir auch der Kirche in ihrer Kümmerlichkeit standhalten.“¹⁰

Und in diesem Sinn gab es in der ganzen Zeit auch motivierende Momente. Dazu zähle ich etwa das Engagement meiner Kirchengemeinde während der Flüchtlingskrise 2015 und das Engagement jener Frauen in deutschen Kirchenleitungen, die präsent waren, als viele Kirchenleitungen in der Welt Frauen noch nicht einmal die Hand schütteln wollten. Dazu zählen für mich aber vor allem gerade auch Begegnungen mit Persönlichkeiten wie dem Alttestamentler Jürgen Ebach¹¹ in Bochum, dem Gemeindepfarrer Paul Gräb¹² in Bad Säckingen oder dem Praktischen Theologen Henning Luther¹³ in Marburg. Sie zeigten auf unterschiedliche Weise, dass eine andere Theologie und eine andere Kirche denkbar sind. Sie hielten meine „Sehnsucht nach dem ganz Anderen“¹⁴ aufrecht. Und es sind nicht zufällig jene, die eine spezifische Form der Theologie der Aufmerksamkeit pflegten, die neugierig darauf waren, was um sie herum geschieht.

Schicht 3: Mediale Vermittlungen

Heute freilich kenne ich „die Kirche“ und „das Leben der Kirche“ eigentlich nur noch aus den klassischen Medien. Das sind höchst abstrakte Kenntnisse, die sich aus Berichten über bestimmte Ereignisse, Skandale oder Stellungnahmen zu Studien speisen. Was das mit der konkreten Gemeindewirklichkeit zu tun hat, weiß ich ehrlich gesagt nicht. Ich vermute einmal, wenig bis gar nichts. Ich kann m.a.W. eigentlich gar nicht mitreden, auch wenn ich seit über 66 Jahren Gemeindemitglied meiner Hagener Gemeinde bin. Wahrscheinlich dürfte es aber der Mehrheit der Kirchenmitglieder in ganz Deutschland ähnlich gehen. Auch sie nehmen nur selten am kirchlichen Geschehen teil. Das dürfte für über 90% der Protestanten gelten.¹⁵ Insofern bin ich repräsentativ.

Mein aktuelles Bild von der Kirche speist sich somit aus jenen Berichten, die ich in *zeitzeichen*, einigen Periodika mancher Landeskirchen oder den Glaubenseiten der Tagespresse lese. Diese Berichte sind aber keine Spiegelungen der Wirklichkeit. In *zeitzeichen* spiegelt sich nicht die Wirklichkeit des Protestantismus, sondern nur die eines ganz bestimmten Protestantismus.

Wo sich dagegen die protestantische Theologie (nicht nur in der Gemeindewirklichkeit) repräsentativ spiegeln könnte, davon habe ich dagegen überhaupt keine Idee, zu zersplittert ist die Situation. Die klassische theologische Buchkultur ist zum Erliegen gekommen. Die ostentativ ausgetragenen Kämpfe in Kurztexen auf *zeitzeichen* können es ja auch nicht sein, das ist in der Regel unterhalb des akademischen Niveaus (es sind wie Wolfgang Vögele zu Recht schreibt **tobende Deutungskämpfe protestantischer Glaubenskohorten**).



Das theologische Geschehen wird sich vielleicht in den Fachzeitschriften und auf Fachtagungen abspielen. Es wäre vermutlich für mich aber auch nicht relevant, nicht notwendig. Keine theologische oder theo-ästhetische Not würde gewendet, wenn ich diese Zeitschriften oder Verlautbarungen nun doch lesen würde.¹⁶ Auch der hundertste Zusammenschluss gleichgesinnter Theolog:innen in einem Verein oder Forum brächte mich kein Stück weiter.¹⁷ Wie langweilig ist es, wenn Gleichgesinnte sich versammeln, um de facto Selbstgespräche zu führen. Wenn die theologische Kunst darin besteht, sich selbst zu bestätigen und sich gegen andere in Stellung zu bringen, mag das an frühchristliche Zeiten mit ihren anti-häretischen Schlachten erinnern, aber es hilft uns in der Gegenwart nicht. Ingolf U. Dalferth hat kürzlich gesagt, aktuelle Aufgabe der Theologie sei es, einen konstruktiven Beitrag zum Verstehen und zur Gestaltung christlichen Lebens in der Gegenwart zu leisten.¹⁸ Das sehe ich auch so. Aber wo macht sie das und inwiefern kommt das auch in den Gemeinden an? Die Debatten, die ich aktuell wahrnehme, sind weitgehend vom Panikorchester orchestriert: Schrumpfende Kirchen, ausbleibende Geldmittel, unfinanzierbare Projekte, überflüssige Gebäude, die nun von anderen alimentiert werden sollen. Frei nach Geier-Sturzflug möchte man sagen: *Besuchen Sie die Kirche, solange sie noch steht.*¹⁹

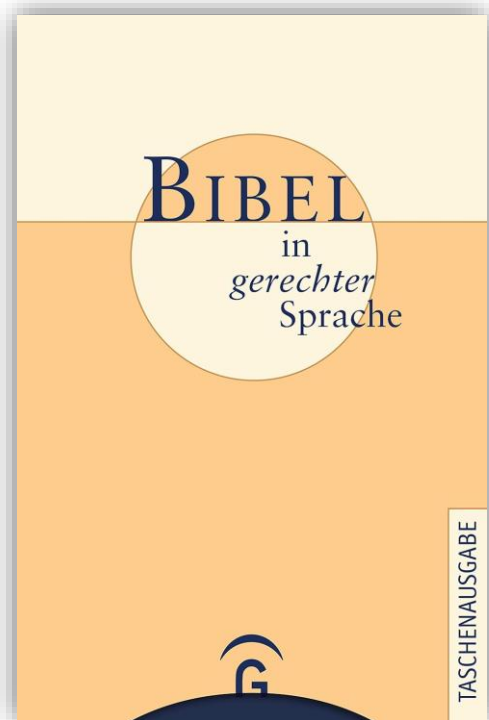
Schicht 4: Verwerfungen

In einem ganz anderen Sinne schockiert, ja entsetzt war ich dann von der Kritik von Ralf Frisch an der Fridays-for-Future-Bewegung und insbesondere an der Person von Greta Thunberg vor fünf Jahren auf z(w)eitzeichen. Das erschien mir ungeheuerlich, eine Theologie ohne kommunikativen Anstand, aber mit dem Willen zur Verletzung des Gegenübers. Das hatte ich von akademischen Theolog:innen nicht für möglich gehalten.



Ich habe hier im Magazin darauf repliziert: **Vom Elend heutiger Theologie**. Damals konnte ich noch nicht wissen, dass sich dieser Stil in der Folge als en vogue erweisen würde. Man bezeichnete das Gegenüber als Giftmischer:innen, Giftpilz, als Häretiker:innen und vieles andere. Der Wille, das Anliegen des Gegenübers auch nur zu verstehen, war nicht mehr erkennbar. Persönlich liebe ich die zugespitzt kontroverse Debatte, auch die Polemik oder die Form der Glosse, aber sie muss die Würde des Gegenübers wahren. Das sah ich hier nicht mehr als gegeben an. Und es blieb ja nicht dabei. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass dieser Stil inzwischen an den Universitäten üblich geworden ist. Meine gelegentlichen Ausflüge an die Universitäten in Form von Lehraufträgen ermöglichen ja nur einen sehr begrenzten Einblick in das alltägliche Geschehen. Aber wie sollen kommende Generationen Theologie kontrovers diskutieren lernen, wenn das der Stil der Auseinandersetzung ist? Dann würde ich die Finger davonlassen.

Schon die Debatten um die Bibel in gerechter Sprache hatten ja auf einer Seite jedes Maß in der Auseinandersetzung vermissen lassen. Wenn man die aktuelle Debatte um die Bibel in leichter Sprache mit der Debatte um die Bibel in gerechter Sprache vergleicht, möchte man am liebsten gleich Psychoanalytiker:innen zu Rate ziehen. Ist die Problemlosigkeit, mit der der Bibeltext bei der Bibel in leichter Sprache modifiziert wird, dadurch zu erklären, dass die Kirche ihrem Helfersyndrom folgt? Ein Helfersyndrom, das dann aber nicht für Frauen und Jüd:innen gilt? In beiden Übersetzungen wird biblischer Text modifiziert, um Gerechtigkeit herzustellen. Aber einmal erscheint es verboten (wenn es um Frauen und Jüd:innen geht), und das andere Mal scheint es erwünscht zu sein (wenn die Bibel allen verständlich gemacht werden soll). Theologisch nachvollziehbarer erscheint es mir nicht.



Schicht 5: Natürlich gibt es Schnittstellen

Wie bereits gesagt, arbeite und lebe ich nicht außerhalb des evangelischen oder sagen wir allgemeiner außerhalb des christlichen Kosmos¹.

Vertreter:innen der Kirchen und verschiedenen Gemeindegliedern begegne ich vor allem auf Tagungen, bei Vorträgen und auf Studienreisen, d.h. in Funktionskontexten meiner eigenen Tätigkeiten. In diesem Jahr waren es jeweils über einen längeren Zeitraum zwei Gruppen mit Lehrer:innen, zwei Pastorkollegs unterschiedlicher Landeskirchen, eine ältere Berliner Gemeindegruppe und junge Studierende der ev. Religionspädagogik bei der Summerschool Art & Religion.

Akademische Theologie der Gegenwart (gleich welcher konfessionellen Couleur) ist dort jedenfalls nicht

das zentrale Thema, eher schon ein leicht depressiv wirkender Grundton und eine Sehnsucht nach den als eigentlich erfolgreich erfahrenen Zeiten in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Wir debattieren eigentlich immer recht eng an der Sache, die uns zusammengeführt hat: Welche Bedeutung haben Bilder für die Menschen und die Religionen? Wie ändert sich das Verhältnis zu Kunstwerken in Zeiten der visuellen Reizüberflutung? Wie gehen wir als Theolog:innen und Gemeindeglieder mit der zeitgenössischen Kunst um, die sich auf der Biennale zeigt? Und was hat das alles mit unserer theologischen Existenz heute zu tun? Den Studierenden versuche ich in einem geradezu elitär zu nennenden Crashkurs die Bedeutung der Künste seit dem Beginn des Trecento bis in die Gegenwart für eine heutige theologische Existenz zu vermitteln. Dass die betrachteten Bilder ganze Epochen zu verdichten scheinen, im Moment ihres Entstehens aber nur Herausforderungen für ihre Zeit sind, die wahrgenommen und gedeutet werden müssen. Und dass dies auch auf heutige Zeiten übertragbar ist. Dass wir Kunst nicht deshalb schätzen, weil Religion in ihr vorkommt (das mittelalterliche Weltbild), sondern weil sich hier der Mensch als Mensch zeigt (das moderne Weltbild, das mit Giotto 1300 ansetzt). Und dass wir als Theologie Betreibende von den historischen Werken ebenso herausgefordert werden, als wenn sie erst gestern entstanden wären. Kultiviert wird so eine Theologie der Aufmerksamkeit.

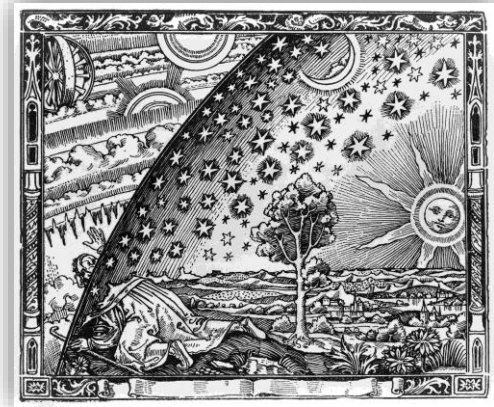
Zu den Schnittstellen gehört auch, dass ich seit einem Vierteljahrhundert ab und an in der Mittagskirche der Melanchton-Gemeinde in Bochum predige. Das sind keine normalen Gottesdienste, sondern sog. Kanzelreden zu ausgewählten Themen in liturgischer Einbindung und vor allem mit zeitgenössischer (Kirchen-)Musik, für die Ludwig Kaiser sorgt.²⁰ Ich halte diese Form der Kulturkirchen, gerade dann, wenn sie keine kulturprotestantischen Kirchen²¹ sind, für ein ausbaufähiges Modell der Kirche in der Stadt.²² Ihr Lebensmotto ist das Zusammenkommen.



Janis Kounellis: Resistance and Liberation, Padua 1995

Schicht 6: Das Unbehagen in der Kirche

Und doch bleibt da mein Unbehagen in der Kirche – auch wenn die bewusste Assoziation an Freuds Schrift²³ deutlich zu hoch gegriffen ist. Mein Unbehagen in der Kirche speist sich – neben dem Entsetzen über manche sprachliche Äußerungen in der Theologie – daraus, dass die Lebenswelten so different sind. Meine Lebenswelt ist durch die zeitgenössische Bildende Kunst im Besonderen und die Kultur im Allgemeinen bestimmt – seit 40 Jahren. Wirkliche Schnittstellen mit der kirchlichen Kultur gibt es dabei



außerordentlich wenige. Die Sprache des Betriebssystems Kunst wird in der Kirche nicht verstanden und die Sprache der christlichen Religion wird im Betriebssystem Kunst nur vor dem Hintergrund der Religionskritik des 19. Jahrhunderts interpretiert. Vertreter:innen des Kunst- und Kulturbetriebs zeigen sich regelmäßig überrascht, dass es in der Ev. Kirche überhaupt jemand gibt, der/die ihre Sprache nicht nur versteht, sondern auch spricht. Wie kann das sein?

Ich weiß es nicht. Ich habe immer gedacht, die Theologie entwickelt sich über Generationen weiter. Also die Theologie der Kunst zunächst mit den um 1920 Geborenen (Paul Gräb), den um 1940 Geborenen (Horst Schwebel), den um 1960 Geborenen (me myself), aber dann brach es ab. Das ist weniger ein Traditionsabbruch, den ja in anderen Kontexten viele in der Kirche beklagen, es ist das Ende einer Beziehung. Und diese Erfahrung mache ich nicht alleine, sondern auch viele der Künstler:innen, mit denen ich befreundet bin. Der Ausfall der charismatischen Gestalten in der Begegnung von Kunst und Kirche über nun weit mehr als 20 Jahre ist besorgniserregend. Dieser Gestalten bedarf es aber, um das Gespräch am Leben zu halten. Heute müsste eigentlich jemand, der um das Jahr 2000 geboren wurde, also zu den Millennials zählt, das Verhältnis von Kunst und Kirche neu denken, neu, d.h. angesichts der dramatisch veränderten Verhältnisse in der Welt und einer sich kontinuierlich wandelnden Kunstwelt. Aber das sehe ich nicht. Niemand fühlt sich herausgefordert. Dort, wo Kunst und Kirche thematisch wird, ist es in höchstem Maße retrograd. Dort wo Theolog:innen Kunst thematisieren, merkt man schnell, dass sie über das mittelalterliche Kunstverständnis der Kunst als Textillustration nicht hinausgekommen sind. Es spricht nichts dagegen, sich mit Christentums-bezogener Ikonografie des 20. und 21. Jahrhunderts zu beschäftigen, aber dies setzt eben auch ein Kenntnis des gesamten Betriebssystems Kunst voraus. Und die ist heute – anders als noch vor 25 Jahren – nicht mehr gegeben. Nun geht es doch wieder um das Eigene (die Theologie) im Fremden (der Kunst). Das ist mir zu wenig. Die Schichten der Präsenz in der Kunst sind unendlich vielfältiger, ausdifferenzierter – auch wenn es in den gegenwärtigen identitätspolitisch bestimmten Zeiten auf den Großveranstaltungen Documenta und Biennale manchmal anders erscheint. Aber die Kunst strebt darüber hinaus, sprengt die Fesseln des Zeitgeist-Diskurses. Diese Erfahrung mache ich zurzeit mit der Theologie und der Kirche nicht.

Nachtrag: Nacht-Schicht oder „Si tacuisses“

Auf z(w)eitzeichen gab es Ende Oktober/Anfang November eine kurze Debatte, die vielleicht mein Problem mit dem gegenwärtigen Zustand der ev. Kirche verdeutlicht. Die badische Landesbischöfin Heike Springhart hatte ein **Interview** gegeben und dabei auch beiläufig vom notwendigen „Entrepreneurship in der Kirche“ gesprochen. Die Redaktion hatte daraus die Schlagzeile gebildet. Das hatte der Journalist **Philipp Greifenstein in seiner Kolumne auf z(w)eitzeichen** aufgegriffen und kritisch beleuchtet. Darauf wiederum replizierte **die Landesbischöfin auf z(w)eitzeichen**, aber ohne wirklich auf die Einwände von Greifenstein einzugehen.

Man kann an diesem Vorgang einiges lernen. Worte wie *Entrepreneurship* werden nicht zufällig gewählt, sie sind Markierungen in der öffentlichen Auseinandersetzung. Ob ich das Wort *Unternehmergeist* oder das Wort *Entrepreneurship* verwende, markiert so gesehen durchaus einen Unterschied, auch wenn sie in der Sache dasselbe bezeichnen sollten. Es ist wie in der Unternehmerbranche, in der man von CEO, Senior Fellow und dergleichen spricht. Dieser Jargon soll mehr bezeichnen als das damit gemeinte Amt. Diesen Zwischenton, diese Jargon-Haftigkeit hatte Greifenstein aufgegriffen und kritisiert. Zu Recht, wie ich meine.

Freilich nicht in dem Sinne, dass in den Kirchen nicht viel konsequenter die Rationalität von Unternehmen zur Geltung gebracht werden müsste. Das ist eine Feststellung, die Menschen aus der freien Wirtschaft machen, wenn sie einmal mit dem gegenwärtigen Unternehmerhandeln der Kirche in Kontakt kommen. Es gibt ja Felder, auf denen die Kirchen auf einem vergleichbaren Terrain arbeiten wie säkulare Akteure: Krankenhäuser, Hotels, Bildungs- und Freizeithäuser, aber auch Personal- und Finanzabteilungen. Ich habe eine gute Freundin, die aus der freien Wirtschaft kommt und seit einigen Jahren erfolgreich an der Sanierung hoch defizitärer kirchlicher Institutionen arbeitet. Und sie schlägt oft die Hände über dem Kopf zusammen, wie willkürlich und fahrlässig mit Finanzen in den Kirchen (beider Konfessionen) umgegangen wird. Da werden Defizite über Jahre mitgeschleppt, ohne ihren Ursachen auf den Grund zu gehen oder gar zu versuchen, gegenzusteuern und sie auszugleichen. Da herrscht nicht einmal im Ansatz ein grundlegendes Kostenbewusstsein. Das wäre in der freien Wirtschaft bei einem erfolgreichen Unternehmen kaum möglich. Hier wäre unternehmerisches Denken in den Kirchen (nicht im Sinne der Gewinnerzielung, sondern der unternehmerischen Rationalität) angebracht. In diesem Sinn hat **Johannes Wischmeyer auf z(w)eitzeichen** zwischenzeitlich für mehr unternehmerische Effizienz in der Kirche plädiert.

Ob sich die Metapher des *Entrepreneurship* dagegen ekklesiologisch produktiv einsetzen lässt, darüber wäre ich – gerade angesichts der letztlich krachend gescheiterten Leuchtturmmetaphorik der EKD – sehr im Zweifel. Man sollte sich von den Wortfloskeln des neoliberalen Kapitalismus' nicht allzu sehr beeindrucken lassen. Nicht ohne Grund hat die christliche Theologie auf derartige Anleihen bei der Sprache des Kapitalismus in den letzten 200 Jahren weitgehend verzichtet (sieht man einmal von der Wachstums-Metapher ab). Die theologischen Akteure, die

mich im 20. Jahrhundert beeindruckt haben, standen jedenfalls eher den Gewerkschaften (und ihrer Metaphorik) nahe als dem Unternehmertum: Martin Luther King, Karl Barth, Paul Tillich, Dorothee Sölle u.v.m. Und das war meines Erachtens ganz sicher nicht zufällig so. Aber darüber kann und muss man debattieren.

Was mich nun an der „Replik“ von Heike Springhart stört, ist zunächst, dass es gar keine Replik im klassischen Wortsinn ist. Man könnte es als Apologie ihrer selbst bezeichnen, als fachtheologische Wiederholung (Replikation) ihrer Argumente, aber es ist eben keine: Replik im Sinne der Auseinandersetzung mit den Einwänden. Zunächst einmal fertigt sie das Gegenüber mit einer Kaskade theologischer Fachbegriffe ab, dass es einem schon peinlich wird. Kann sie nicht auf einem der Gemeinde angemessenen Niveau antworten, muss es unbedingt eine Flut lateinischer Fachbegriffe sein? Das ist extremes Distinktionsverhalten, es ist protestantischer Klerikalismus. Wir leben in Zeiten, in denen wir die Bibel in leichter Sprache zugänglich machen, aber wenn wir angegriffen werden, igeln wir uns hinter systematisch theologischen Fachbegriffen ein. Dagegen ist Martin Luther ein Meister der Leichten Sprache. Ich weiß nicht im Ansatz, wer die Adressaten des Textes der Landesbischöfin sein sollen. Sicher nicht der (sich in der theologischen Fachsprache ja durchaus auskennende) Journalist Philipp Greifenstein, denn so redet man nicht mit anfragenden Journalisten (es sei denn, man will sie abschrecken). Sicher nicht ganz normale Gemeindeglieder, die von diesem lateinischen Wortschwall schlicht überfordert wären. Sicher nicht die Kulturprotestant:innen, die evtl. noch Zeitzeichen lesen, aber mehr an Kultur als an Fachtheologie interessiert sind. Sie alle sind nicht die Adressat:innen des Textes.

Es wirkt vielmehr wie eine Adressierung an ihre Fachkolleg:innen der systematischen Theologie, aber denen muss sie nichts beweisen. Ausweisen muss sie sich vor der Gemeinde und der Öffentlichkeit. Theolog:innen, die in der Öffentlichkeit nicht mehr die angemessene Sprache finden, finde ich wiederum bedenklich. Was ist das für eine Theologie, die sich nicht mehr vermitteln kann? Die eher herablassend über eine Anfrage eines Journalisten urteilt²⁴, der doch nur eine kritische Nachfrage nach einem verwendeten Wort, seinen Konnotationen und Implikationen gestellt hatte?

Hier ging es ja nicht einmal um die „tobenden Deutungskämpfe protestantischer Glaubenshorten“, von denen [Wolfgang Vögele in dieser Ausgabe von τὰ katoptrizόμενα](#) schreibt. Es ging darum, dass ein der Kirche ja durchaus nahestehender Journalist angefragt hatte, ob die ekklesiologische Verwendung des Wortes *Entrepreneurship* tatsächlich mit dem Geist des Protestantismus zu vereinbaren ist, ob sich darin nicht eine bestimmte Tendenz andeutet. Diese Frage muss gestellt werden und vor allem muss sie gestellt werden können. Eine Theologie, die sich dem nicht stellt, die also über die von ihr verwendete Begrifflichkeit keine Auskunft zu geben vermag, entspricht nicht den Standards des 21. Jahrhunderts. Die Worte, die man nutzt, sind nicht zufällig, sondern außerordentlich aussagekräftig. Neben der Sachfrage geht es aber auch um den Stil des Umgangs. Und da herrscht offenkundig noch Nachholbedarf.

Anmerkungen

- ¹ Vgl. dazu den „personal essay“ Mertin, Andreas (2021): Dust in the wind. Bewegte Zeiten in Bochum, Berlin und Marburg. In: *tà katoptrizómena - Magazin für Kunst | Kultur | Theologie | Ästhetik*, Jg. 23, H. 129. <https://www.theomag.de/129/am721.htm>.
- ² Vielleicht ist die Metapher des Wärmetodes für den gegenwärtigen Zustand der Kirche(n) ganz treffend. Nach zwei Jahrtausenden der Bewegung hat sich nun alles auf gleichem Niveau erschöpft, neue Impulse gibt es nicht mehr.
- ³ Benjamin, Walter (2013): Zentralpark. In: Benjamin, Walter: *Gesammelte Schriften I*. Frankfurt/M., S. 655–690.
- ⁴ „Wenn du eine geringe Hausmagd fragst, warum sie das Haus kehre, die Schüsseln wasche, die Kühe melke, so kann sie sagen: Ich weiß, dass meine Arbeit Gott gefällt, sintemal ich sein Wort und Befehl für mich habe.“ (Predigt 1532).
- ⁵ Vgl. Mertin, Andreas (2018): Was „Digitalisierung“ in der Kirche nicht heißen kann. Kursorische Notizen. In: *tà katoptrizómena - Magazin für Kunst | Kultur | Theologie | Ästhetik*, Jg. 20, H. 112. <https://www.theomag.de/112/am623.htm>. Mertin, Andreas (2019): Digitale Pioniere. Nachtragendes zur "Digitalisierung der Kirche". In: *tà katoptrizómena - Magazin für Kunst | Kultur | Theologie | Ästhetik*, Jg. 21, H. 117. <https://www.theomag.de/117/am654.htm>. Mertin, Andreas (2019): Relever le gant. Antworten auf verstreute Beiträge. In: *tà katoptrizómena - Magazin für Kunst | Kultur | Theologie | Ästhetik*, Jg. 21, H. 118. <https://www.theomag.de/118/am664.htm>. Mertin, Andreas (2019): "Nobody speak ..." Von Elch zu Fisch. In: *tà katoptrizómena - Magazin für Kunst | Kultur | Theologie | Ästhetik*, Jg. 21, H. 120. <https://www.theomag.de/120/am671.htm>.
- ⁶ Bei aller notwendigen Kritik an der Formel vom „Unternehmen Kirche“ und dem dazugehörigen Kapital, so wäre die Kundenkommunikation der Kirche sicher etwas, was sie sich von Unternehmen der Wirtschaft abschauen könnte.
- ⁷ Heute gibt es keinen Gemeindebrief mehr, dafür diverse Social-Media-Auftritte und ganze drei Andachten.
- ⁸ Barth, Karl (1949): *Dogmatik im Grundriss im Anschluss an das apostolische Glaubensbekenntnis*. 2. Aufl. München S. 171.
- ⁹ Vgl. dazu auch Mertin, Jörg (2001): Die Angst der Kirche vor der Gegenwart. In: *tà katoptrizómena - Magazin für Kunst | Kultur | Theologie | Ästhetik*, Jg. 3, H. 9. <https://www.theomag.de/09/jm1.htm>. Mertin, Jörg (2008): Die Angst der Kirche vor der Gegenwart. Reloaded. In: *tà katoptrizómena - Magazin für Kunst | Kultur | Theologie | Ästhetik*, Jg. 10, H. 56. <https://www.theomag.de/56/jm8.htm>.
- ¹⁰ Karl Barth, a.a.O.
- ¹¹ Ebach, Jürgen (1987): *Kassandra und Jona. Gegen die Macht des Schicksals*. Frankfurt am Main. Ebach, Jürgen (1984): *Leviathan und Behemoth. Eine biblische Erinnerung wider die Kolonisierung der Lebenswelt durch das Prinzip der Zweckrationalität*, Paderborn.
- ¹² Gräb, Paul (2001): *Gräb, Paul (2001): Kunst und Kirche. Getrennte Wege - gemeinsame Wege*. In: *tà katoptrizómena - Magazin für Kunst | Kultur | Theologie | Ästhetik*, Jg. 3, H. 9. <https://www.theomag.de/09/pg1.htm>. Mertin, Andreas (2019): Paul Gräb (1921–2019). In *Memoriam*. In: *tà katoptrizómena - Magazin für Kunst | Kultur | Theologie | Ästhetik*, Jg. 21, H. 118. <https://www.theomag.de/118/am663.htm>.
- ¹³ Luther, Henning (1992): *Religion und Alltag. Bausteine zu einer praktischen Theologie des Subjekts*. Stuttgart.
- ¹⁴ Horkheimer, Max; Gumniör, Helmut (1975): *Die Sehnsucht nach dem ganz Anderen*. Hamburg.
- ¹⁵ Die Gottesdienstbesucherzahlen schwanken zwischen 2% an normalen Sonntagen bis zu 25% am Heiligabend. Aber Gottesdienstbesuch ist für sich noch kein ausreichender Indikator.
- ¹⁶ <https://streit-kultur-journal.de>
- ¹⁷ <https://www.forumkth.net/>
- ¹⁸ Dalferth, Ingolf U. (2023): Zur Theologievergessenheit der Theologie. *Forum Kirche und Theologie*. <https://www.forumkth.net/aufakttagung>
- ¹⁹ Das Lustige an diesem Lied ist ja, dass es seinen apokalyptischen Tonfall aus den Nachrüstungsdebatten am Anfang der 80er-Jahre bezieht, dass aber keine(!) der angedrohten Szenarien je eingetreten ist. Man könnte angesichts dessen schon wieder optimistisch werden.
- ²⁰ *Festschrift 20 Jahre Mittagskirche / 1999 – 2019, Bochum 2019*
- ²¹ Als kulturprotestantisch bezeichne ich jene Kirchen, die das kulturelle Engagement religiös begründen. Dagegen zeichnen sich Kulturkirchen dadurch aus, dass sie die Kultur als das dem Menschen Eigentümliche ansehen und mit ihr in ein Gespräch treten wollen.
- ²² Mertin, Andreas (2009): Saint Eustache. Eine Kulturkirche. In: *tà katoptrizómena - Magazin für Kunst | Kultur | Theologie | Ästhetik*, Jg. 11, H. 60. <https://www.theomag.de/60/am285.htm>.
- ²³ Freud, Sigmund (2007): *Das Unbehagen in der Kultur. Und andere kulturtheoretische Schriften*. Frankfurt am Main.
- ²⁴ „Dass überdies eine Nebenbemerkung in einem Interview, die dann zur Titelzeile geworden ist, bei Philipp Greifenstein die geballte Irritation hervorruft – sei’s drum.“ Das ist etwas zu salopp gesprochen. Wie gesagt sind Worte Markierungen und eben nicht beiläufig.

VORGESCHLAGENE ZITATION:

Mertin, Andreas: Schichten der Präsenz. Das Unbehagen in der Kirche, *tà katoptrizómena – Magazin für Kunst | Kultur | Theologie | Ästhetik*, Ausgabe 152 – Schichten der Präsenz, erschienen 01.12.2024

<https://www.theomag.de/152/pdf/am861.pdf>